

Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte,“ sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?“ „Nein,“ sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbüttetes Aschenbrödel da: das kann unmöglich die Braut sein.“ Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.“ Er wollte es aber durchaus haben, und Aschenbrödel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete und der König ihm ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das ist die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschrafen und wurden bleich vor Ärger. Er aber nahm Aschenbrödel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,  
Kein Blut ist im Schuck:  
Der Schuck ist nicht zu klein,  
Die rechte Braut die führt er heim.“

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenbrödel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn gehalten werden sollte, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite: da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach als sie heraus gingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten: da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.



## Die Otterkönigin.

Von Rudolf Baumbach.

Es war einmal ein junger Schafhirt, der besaß außer der groben Gewandung, die er auf dem Leibe trug, noch zwei Dinge, seine Querpfeife und seine Wechthild, ein rundliches braunes Mädel mit kirchroten Lippen. Die Pfeife hatte er sich geschnitzt, die Dirne hatte er im Wald gefunden, wo ihr Vater Kohlen brannte. Daß sie einmal Mann und Frau werden mußten, darüber waren beide einig, auch der alte Köhler hatte nichts dagegen und sie hätten frischweg in die Ehe treten können, wenn sie außer ihrer Liebe noch etwas gehabt hätten, aber mit Liebe allein, und wäre sie noch so heiß, kocht man keine Suppe und keinen Kindelbrei. „Warten wir also,“ dachten sie und harreten auf bessere Zeiten.

Eines Tages saß die schöne Wechthild unweit des dampfenden Meilers, bei welchem ihr Vater mit dem Schürbaum thätig war, und neben ihr stand ihr Liebster, während die Schafe sich unter der Obhut des Hundes im Holz ergingen. Über dem Mädchen spannte eine alte Eberesche ihre Zweige aus, an denen scharlachrote Beerendolden hingen. Sie hatte eine Anzahl derselben gepflückt und war nun damit beschäftigt die einzelnen Beeren an einen langen Faden zu reihen. Das gab eine prächtige Korallen-